

Europa um 1618

[Golo Mann]

Inhaltsverzeichnis

Europa ein einziges Staatentheater.....	1
Spanien.....	4
Niederlande.....	5
Frankreich.....	5
England.....	8
Polen.....	8
Schweden.....	9
Deutschland.....	10
Das Deutsche Reich – ein Staat?.....	10
Das katholische Bayern.....	12
Die calvinistische Pfalz.....	13
Das protestantische Brandenburg.....	14
Die Basis des Zusammenlebens.....	14
Die Eskalation des Konfliktes.....	15

Europa ein einziges Staatentheater

Von »Europa« zu reden – aber der Ausdruck kommt selten vor – wäre man zu Beginn des 17. Jahrhunderts wohl berechtigt gewesen; denn man verstand in London, was in Madrid, was in Prag oder in Stockholm vorging, und hatte Ursache, es wissen zu wollen, nach wie verschiedenem Rhythmus auch das Leben in all den Ländern und Hauptstädten pulsierte. Die Unterschiede wirkten auf einem Boden von Gemeinsamkeiten, die das ganze abhoben von dem, was nicht Europa war. Oft waren es Unterschiede, die bewußt artikuliert und organisiert wurden, so daß sie zu Feindschaften wurden und werden sollten. Überall war die Gesellschaft in Klassen unterteilt; überall war die bei weitem zahlreichste Klasse, und die sich selber samt allen anderen trug und ernährte, die der Bauern, und war zugleich die ärmste, ob sie genug zu essen hatte wie in England oder zuwenig wie in Frankreich, ob sie frei und selbstbewußt war wie in Schweden oder gedrückt, dumpf, leibeigen, hörig, erbuntertänig wie in Deutschland. Überall gab es den Gegensatz zwischen Stadt und Land, wengleich die meisten Städte ummauerten Dörfern glichen. Überall stieg die vielschichtig-regelmäßige Pyramide der Gesellschaft auf, von der Bauernschaft zum ländlichen Kleinadel, zum großen Feudaladel, der teilweise mit dem neuen, hauptstädtisch-höfischen Adel zusammenfiel, von Handwerkern und Krämern zu Bürgertum, Kaufmannschaft, Großhändlertum; vom ländlichen Priester zu Fürst-Abt und Erzbischof. Wo nicht Republik war, wie im aristokratischen Venedig, im bürgerlich-bäuerischen Bund der Eidgenossen, in der ständischen, noch um ihre Unabhängigkeit ringenden Föderation der Niederländer, da stand an der Spitze der Pyramide der König, gewählt wie in Polen, schein gewählt wie in Böhmen und im Deutschen Reich, erblich wie jetzt in den meisten Königreichen und Fürstentümern. Überall hatte er sich mit ständischen Vertretungen auseinanderzusetzen. Sie halfen ihm, wenn er seine Sache zu der ihren zu machen verstand, wie dies dem Königshaus der Tudor in England, dem der Wasa in Schweden gelang; oder sie behinderten ihn; dann mußte er ihre Macht zu verkleinern oder auszutilgen versuchen. Nicht königlicher Absolutismus war die allein herrschende politische Tendenz der Zeit, aber überall herrschend die Frage, ob Absolutismus sein würde oder nicht; eine Haupttendenz war er, der andere entgegenstanden. Und diese Frage sollte überall anders entschieden werden: in Eng-

land zugunsten eines Parlaments, das wohl oder übel revolutionär wurde, oder dem eine Revolution über den Kopf wuchs; in Frankreich und Spanien zugunsten des nationalen Königtums; in Deutschland zugunsten vieler Fürsten. Unbeschränktes dynastisches Herrschertum, das in Westeuropa den nationalen Ein-Staat schuf oder vorbereitete, vertiefte in Deutschland die territoriale Zerteilung.

Noch galt die uralte Gleichsetzung zwischen Europa und Christenheit. Vom Reich des Großtürken und tief in es hinein bis ins schottische Hochland, von Moskau bis Portugal gab es keinen Flecken Land, dessen Bebauer nicht christlich gewesen wären, mehr, denen ihr Glaube nicht Trost und Halt und ein klein wenig Würde gab. Europas Bildung war christlich. Die gleiche geistige Wanderbewegung hatte im vorigen Jahrhundert die uralte Tradition zugleich wiederbelebt, neu erhöht und zerrissen; daß sie an den Grenzen des Moskowiters haltmachte, sollte sein Reich bis zum heutigen Tag von allen übrigen Reichen unterscheiden. Nach Polen und Ungarn, nach Finnland und Schottland war die »protestantische Rebellion« gedungen. Überallhin auch die ungeheure geistige Willensanstrengung, die kluge, seelenkennende, seelenerobernde Gegenbestrebung, an ihrer Spitze der verschworene Orden der Jesuiten. Wie die beiden großen Tendenzen sich auseinandersetzten, ob die eine die andere ganz aus dem Felde schlug oder nicht, ob sie Frieden schlossen, Waffenstillstand, und was für einen, in welcher Gestalt, mit welchem Vorzeichen eine von beiden siegte und endgültig wurde, welches Schicksal dem Besiegten bereitet wurde, das macht zu einem Großteil die Geschichte des 16. Jahrhunderts wie auch noch des hier betrachteten Zeitabschnittes aus. Anderthalb Jahrtausende war nun das Christentum alt, so wildfremd waren die Zeiten seiner Gründung für jene, in denen man nun lebte; und doch war die Frage seiner rechten Auslegung noch einmal zur Schicksalsfrage geworden, brennender für die Seelen als alle die Fragen über Herrschaft, Besitz, Gerechtigkeit. Verwirrender: beide Sphären hatten sich vermengt. Man stritt über den Staat, über Herrschaft, Besitz und Gerechtigkeit, in dem man über Prädestination, Abendmahl und gute Werke stritt.

Indem ganze Staaten, Dynastien, Königreiche, Fürstentümer sich mit einer der beiden Positionen oder einer ihrer Spielarten identifiziert hatten, war der Streit unvermeidlich auch in den Bereich der äußeren Politik eingedrungen, ohne daß er sie je ganz beherrscht hätte. Man half sich selber, half dem eigenen Staat, indem man dessen Religion verbreitete, Religionsgenossen jenseits der Grenzen in ihrem Kampf zu unterstützen suchte; war aber auch bereit, sich mit Nachbarn anderer, gegnerischer Konfessionen zu verbinden, wenn die Staatsräson dazu riet. Übrigens hatte das Prinzip des Staates sich noch nicht zu eindeutiger Existenz herausgearbeitet. England war nun ein Staat. Venedig, Schweden, Dänemark waren Staaten; die Niederlande im Begriff, einer zu werden.

Frankreich war einer, mit notgedrungenen Einschränkungen. Die Reiche und Ansprüche und nie aufgegebenen Pläne des Königs von Spanien waren zu vielerlei, als daß man hier von einem Staat hätte reden können; und die Tatsache, daß die zu Madrid regierende Dynastie auf das engste verschwistert war mit der zu Wien und Prag regierenden und diese Verschwisterung nie aus dem Auge verlor, würde es geratener erscheinen lassen, hier vom »Hause Habsburg« zu sprechen als von Spanien-Österreich-Böhmen, wenn nur nicht wieder das Gesamtinteresse der Habsburger oft überschattet worden wäre von auseinanderstrebenden Teil-Interessen, wenn der österreichische Zweig des Hauses nicht auf das tiefste in die deutschen Angelegenheiten verwickelt gewesen wäre.

So groß war Europa, daß man glauben könnte, diese oder jene Staatsaktion hätte unterwegs veralten oder verlorengelassen müssen. Nicht viele Straßen wurden unterhalten, der Rest war Räder- und Reitspur, die im Schnee verschwand. In den Hauptstädten verkaufte man Pamphlete und Flugblätter; halbwegs regulär erscheinende Wochenzeitungen machten in England, Deutschland, Frankreich ihre ersten unsicheren Versuche in den Jahren, die den Bericht unseres Kapitels umgrenzen. Korrespondenzen zwischen Madrid und Wien dauerten neun Wochen, doppelt so lange zwischen Paris und Stockholm. Der Wille der Politiker war stärker

als die natürlichen Hindernisse. Europa war dennoch ein einziges Kraftfeld, in dem es Freundschaft, Feindschaft und allenfalls Neutralität gab – ein Wort, das jetzt aufkam für eine Sache, die es schwer hatte, sich durchzusetzen. Residierende Gesandte, unter denen die apostolischen Nuntien eine führende Rolle spielten, Agenten, Sonderbotschafter lieferten Berichte, oft ausführlichere, farbigere, als sie es heute sind. Karten mochten unbeholfen gezeichnet sein, aber welche Straßen von Italien nach der Ostschweiz, zum Rhein, nach den Niederlanden führten und welch lästiges Hindernis die calvinistische Pfalz auf diesem Weg bedeutete, wußten die spanischen Heerführer nur zu genau. Wenn der junge König von Schweden, Gustav Adolf, sich mit den Moskowitern schlug, ihnen das Land Karelrien nahm, um dann mit ihnen gemeinsame Sache gegen Polen zu machen, so ging das die spanische Politik nur indirekt an; Stockholm und Moskau waren weit. Aber es ging sie an, denn Schweden war lutherisch und mit den Niederlanden verbunden, Polen, oder doch der König von Polen, katholisch und Nachbar der jüngeren Habsburger Linie; Gustav Adolfs eingeständenes Ziel, die Ostsee schwedisch zu machen, mußte, wenn es verwirklicht wurde, die ganze europäische Machtanordnung verändern, nicht von heute auf morgen, aber allmählich.

Ein Zeichen dafür, daß Europa ein einziges Staatentheater war, gaben die fürstlichen Verwandtschaften. Eine Schwester des Königs von Dänemark war Gattin des Königs von England, ein Schwiegersohn des englischen Paares der Kurfürst von der Pfalz, Enkel Wilhelms von Oranien. Der König von Polen war mit einer habsburgischen Prinzessin verheiratet, der von Schweden mit einer brandenburgischen, deren Schwester sich mit einem an der Grenze der Christenheit hausenden Potentaten von zweifelhaftem Rang, dem Fürsten von Siebenbürgen, hatte begnügen müssen. Der Herzog von Bayern war Vetter und Schwager des Erzherzogs von Steiermark, demnächst Königs von Böhmen und deutschen Kaisers, und wurde später auch sein Schwiegersohn. Der König von Frankreich, Ludwig XIII., war mit der Tochter Philipps III. von Spanien verheiratet und dessen Sohn, Philipp IV., mit Ludwigs XIII. Schwester, die, rechnet man genau, seine Schwägerin war. Was die Verwandtschaften zwischen Wien und Madrid betrifft, so sind sie so immer wieder erneut, so schwindelnd dicht, daß man ihre Grade und Überkreuzungen besser unberechnet läßt. Die fürstlichen Verbindungen waren katholisch oder protestantisch – ein kleiner Prinz mochte auch, vorteilhaftem Heiraten zuliebe, sich seines alten Glaubens abtun, um den neuen desto energischer zu bekennen. Bestehende gemeinsame Staatsinteressen konnten sie unterstreichen, nicht bestehende aber kaum schaffen, wie denn die eben erwähnte spanisch-französische Doppelheirat von 1615 ihr Versprechen einer Freundschaft zwischen beiden Königreichen nur für kurze Dauer hielt. Auch die englisch-pfälzische Verschwägerung hatte mehr hohle Spekulation und Enttäuschung als wirksame Politik im Gefolge. Und wenn der Bayer, der keinen Spaß verstand, das Leben seines Herzogtums im Spiel sah, so galten ihm alle habsburgischen Verwandtschaften nichts.

Nur wenige privilegierte Menschen, Fürsten auf einer Bildungsreise durch Italien oder sich eine Prinzessin suchend, Diplomaten, Priester und Mönche, die Diplomaten waren, Kaufleute, Soldaten, Gelehrte, italienische Musiker und Architekten, englische Schauspieler kamen über die Grenzen ihres Landes hinaus; die allermeisten blieben, wo sie waren; einige, Häretiker, mußten auswandern oder waren ihr Leben lang auf der Flucht. Von ferne aber wirkte alles auf alles; spanisches Gold und Silber aus Amerika, Kunststile, Trachten und Moden, strategische Künste, Hofzeremonielle, in Burgund entwickelt und über Madrid nach Wien und München verzweigt, religiöse, politische Doktrinen, in Genf ausgeheckt, in Edinburgh, in Prag, Warschau, Heidelberg abgewandelt – Sprachen. Das gebildete Deutsch der Zeit war mit lateinischen, italienischen, französischen Brocken dermaßen durchmischt, daß es manchmal wirkte wie eine internationale Kunstsprache.

Spanien

Im Nebeneinander der Herrschaftsbereiche, in die Europa zerfiel, galt noch immer der König von Spanien als der mächtigste aller Potentaten; als Haupt des Gesamthauses Österreich, dessen älterer Linie er angehörte; als vornehmster Repräsentant der katholischen Reformation, die in seinen Landen ihren Ursprung genommen hatte und dort zum vollständigen Triumph geführt worden war; als Herr der größten Ländermasse, über die je ein christlicher Fürst gebot: die Iberische Halbinsel, von Italien das meiste, Stücke am Oberrhein, der vom Kriegsglück willkürlich begrenzte Teil der Niederlande, in der Neuen Welt Brasilien, Peru, Chile, Mexiko. Daß es zuviel sei, was hier in einer Hand vereinigt war, daß das kastilische Herzland den ungeheuren Körper nicht beleben konnte, daß Spanien dekadent sei, überschätzt und sich selber überschätzend, arm trotz allen Reichtums, den die Galeonen brachten, war ein europäischer Gemeinpruch seit den Niederlagen Philipps II. Sein Nachfolger, der dritte Philipp, Produkt alter Inzucht, kränkelnd, vergnügungssüchtig, scheu und bequem, galt nicht als der Mann, die übergroßen Werke des Vaters mit dessen Ernst weiterzuführen. Ihn umgaben korrupte Günstlinge, an ihrer Spitze der Graf von Lerma, welcher stürzte im Jahr, in dem unsere Erzählung beginnen soll. Sein und seinesgleichen ungeheurer Reichtum kontrastierte mit der Bedrängtheit des städtischen Bürgertums, das die Hauptlast dynastischer Weltmachtspolitik zu tragen hatte, zumal die Kirche steuerfrei war; schweigend war die Armut der Armen. Der Landwirtschaft fehlte es an Arbeitern, während Hunderttausende von Vagabunden das Königreich durchzogen. Aberglaube, der in Palästen und Klöstern sich in allerlei Beschwörungen und Dämonenspuk gefiel, behinderte das Geringe, das die königliche Regierung zur Förderung des Handels ins Auge faßte: Das Projekt einer Schiffbarmachung des Tajo und Manzanares wurde, unter Philipp IV., von einer Prüfungskommission mit der Begründung verworfen, wenn Gott die Schiffbarkeit der Flüsse gewollt hätte, dann hätte er sie selber so gemacht. Einmal, 1609, zeigte der Staat beachtliche Energie; aber dies geschah, um das Land selber energieärmer zu machen, indem man die letzten Nachkommen der arabischen Eroberer, die Moriscos, vertrieb, nützliche Handels- und Werksleute, obgleich kaum loyale Untertanen. Diese Vertreibung wurde mit einer Umsicht organisiert, die man modern nennen könnte. Nutznießer des konfiszierten Reichtums wurden ein paar Granden. Dergleichen beredete man nördlich der Pyrenäen; daß die Spanier faul und priesterbeherrscht seien und trotz der Priesterherrschaft allen Lastern ergeben, daß bei ihnen Religion und Liebe und Grausamkeit die furchtbarsten Mischungen eingingen. Den Leidenschafts- und Liebesmord hat Lope de Vega besungen. Was die Grausamkeit betrifft, so war man grausam überall in Europa, überall gab es die Ausführung gräßlich ersonnener Todesstrafen, an denen hoch und niedrig sich ergötzen. Die spanischen Autodafés, von beobachtenden Chronisten begierig aufgezeichnet, Verbindung von frommer Feier, Volksbelustigung und an Menschen verübter Höllenqual hatten eine besondere Note. Nahm man sie den Spaniern übel, waren sie ein Grund für die Verschlechterung seiner politischen Lage? Keineswegs. Sowenig man den Deutschen ihre Hexenprozesse verübelte; es waren nationale Sonderbarkeiten.

Die große Fassade hielt, und trotz pessimistischer Vorhersagen war es mehr als eine Fassade. Ein Reich wie das spanische, zusammengeerbt, ohne genügende Basis, wie es war, aber gleichwohl regiert von einer machterfahrenen Kaste, brauchte Jahrhunderte zum Niedergang. Die Monarchie gab mystischen, von niemand bezweifelten Glanz. Die militärische, diplomatische Tradition war stark; fehlte es an Geld, so doch nie an Geld, Söldner zu bezahlen, nicht an Männern, die der Fahne zuliefen, Spanier, Italiener, Flamen. Am Rhein kommandierte ein General, der die spanische Kriegskunst noch einmal zu höchster Höhe erhob, Ambrosio di Spinola.

Übrigens war die spanische Politik nun bis auf weiteres friedlich. Der Tod hatte die großen Gegner hinweggerafft: 1598 den Hort katholischen Trotzes, Philipp II.; 1603 die englische Elisabeth; König Heinrich von Frankreich, der den großen Kampf mit Habsburg wieder aufzunehmen im Begriff war, 1610. Seither war die Madrider Diplomatie auf Freundschaft

mit England und Frankreich ausgerichtet, eine Tendenz, welcher der erste Stuart-König, Jakob, und die Regenten zu Paris entgegenkamen. Daher die schon erwähnte spanisch-französische Doppelheirat von 1615. Wirft man freilich einen Blick auf die Karte der Zeit, sieht man, wie Frankreich von spanischen Territorien umschnürt war, so errät man, was die heimlich vorbereitenden Schritte bestätigen: Daß es sich hier um einen Waffenstillstand aus Ermüdung und persönlichem Zufall, nicht um dauernde Auflösung des Machtgegensatzes handelte.

Niederlande

Das gleiche gilt für den Vertrag, den Spanien 1609 nach vierzigjährigem Kampf mit den rebellischen Niederlanden schloß. Der Form nach wurde er nicht von Spanien ausgehandelt, sondern von den Regenten der »Spanischen Niederlande«, wie sie nun im Gegensatz zu den Generalstaaten genannt wurden, dem Erzherzog Albrecht und seiner Gattin Isabella, Tochter Philipps II. Es war eine der letzten Maßnahmen, die ihr Vater getroffen hatte, um zu retten, was zu retten war: Belgien sollte sich selber regieren dürfen, durch seine Stände und Räte, gebunden an Spanien nur durch die Person der Regentin und die noch immer unerbittlichen Glaubensgesetze. Das erzherzogliche Paar machte seine Sache gut, wohlwollend, so liberal, wie es durfte, und bequeme sich endlich dazu, den Krieg mit dem protestantischen Norden zu beenden, als »freien Provinzen und Staaten, auf welche sie keinen Anspruch« erhöhen. Ob das eine völkerrechtliche Anerkennung der Generalstaaten war, blieb undeutlich; war sie es, so wurde sie von den Erzherzögen, nicht vom König ausgesprochen, der heimlich sein Placet sogar für Hollands blühenden überseeischen Handel gab. Der Friede sollte zwölf Jahre dauern. Ein Waffenstillstand also; mit ängstlicher Neugier sahen Europas Diplomaten das Jahr 1621 herankommen.

Kaum waren die Holländer der äußeren Gefahr ledig, so gaben sie sich innerer Zwietracht hin, in der, dem Zeitgeist entsprechend, religiöse Leidenschaft sich mit politischer verband oder diese sich in jener ausdrückte. Gegen das furchtbarste Lehrstück der Calvinisten, die Prädestination, erhob sich ein edel gesinnter Professor, Arminius, mit dem Argument, Gott könne die Sünde nicht gewollt haben; ein Gedanke, der uns heute einleuchtender erscheint als zu Beginn des 17. Jahrhunderts den Anhängern der Genfer Orthodoxie und hinter dem, so wie die wohlhabende Geschäftswelt von Holland ihn entwickelte, sich der Wunsch nach einer freieren Kirchen- und Staatsverfassung verbarg. Der Staat von Holland, vertreten durch seinen hochverdienten, greisen Politiker Oldenbarnevelt, machte die Sache der Arminier oder »Remonstranten« zu seiner eigenen, weigerte sich, an einer von den Generalstaaten einberufenen Synode teilzunehmen; nahm schließlich ein eigenes Heer in Pflicht und begann sich als souveräner Staat im Rahmen einer kündbaren Union zu gerieren. Es war nicht der erste Konflikt seiner Art, einen Föderativstaat zerreißend, nicht der letzte. Hier gewann die Partei der Union, die zugleich die Partei der Orthodoxie war, an ihrer Spitze der Statthalter, Moritz von Oranien, Sohn des Schweigers. Im Sommer 1618 – kurz vorher hatte sich im fernen Böhmen ereignet, womit soviel begann – machte eine militärische Exekution den holländischen Sonderansprüchen ein Ende. Ein Justizmord an Oldenbarnevelt folgte nach, nicht besser, im Lande der neuen Freiheit, als der an Egmont und Hoorne. Der berühmteste Anhänger Oldenbarnevelts, der Rechtslehrer Hugo Grotius, floh, in einer Bücherkiste versteckt.

Frankreich

Das 16. Jahrhundert hatte zwei große Friedensschlüsse zwischen den streitenden Konfessionen erlebt: den von Augsburg und das Edikt von Nantes, 1598. Dieses ging weiter auf dem Weg der Toleranz als der deutsche Kompromiß, beruhte aber, wie jener, mehr auf einer

praktischen Auseinandersetzung als auf einem geistigen Prinzip; »ein Arrangement, keine Entwicklung« (Lord Acton). Freiheit des Gewissens sollte nur in den Territorien gelten, welche die bewaffneten Hugenotten innehielten, im Süden hauptsächlich und im Westen. Was man ihnen einräumte, war keine allgemeine Wahrheit, es war ein Staat im Staate, den sie sich nach niederländischem Vorbild organisiert hatten, mit seinem Heer, seinen Festungen, seinen Kassen, die der König zu füllen hatte, seinen Synoden, Generalversammlungen, Oberhäuptern. Folglich war Frankreich eine katholische Macht, innerhalb derer es eine protestantische Macht gab. Mit dem Grundsatz des einen Königreiches stritt dieser Zustand so offenbar, daß des Königs oberste Gerichtshöfe, die Parlamente, lange zögerten, ihn anzuerkennen.

Und Heinrich IV., der ehemalige Protestant, dem religiöser Fanatismus fremd war, machte keinen Hehl daraus, daß er die ungeheure Konzession als ein für den endlich errungenen inneren Frieden notwendiges Übel ansah, welches er, wenn er könnte, wieder abschaffen würde. Es ist aus dem Spätherbst des Jahres 1609 ein Gespräch des Monarchen mit einem seiner Vertrauten überliefert, welches uns seine geheimsten Gedanken verrät. Die Quelle aller Ordnung in Frankreich, sagte er, sei die Autorität des Fürsten. Daher die militärische, die finanzielle Macht, die er so emsig aufgebaut und die ihn, nach ihm seinen Sohn, absolut machen müsse. Daher auch dürfte es im Land auf die Dauer nur eine Religion geben, welche, so wie die Dinge einmal lagen, nur die katholische sein konnte. Er nehme Protestanten wie Katholiken in seinen Dienst, er lasse ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren, aber er hoffe sie friedlich und Schritt für Schritt zur alten Religion zurückzubringen. Nach außen bedürfe das Reich noch immer gewisser territorialer Abrundungen, im Osten Lothringen, Flandern im Norden. Die Versöhnung Frankreichs mit Spanien oder Habsburg sei eine Chimäre, denn die Größe des einen Hauses sei der Ruin des anderen und umgekehrt; keine dynastische Heirat vermöchte etwas gegen die Natur der Sache. Die Fundamente von Frankreichs Einheit und Größe habe er als sorgsamer Architekt gelegt; er fühle sich jung genug, wenn Gott ihm noch zehn Jahre gäbe, so werde das Werk den Schöpfer überdauern.

Sechs Monate später machte der Mord seinem Leben ein Ende. Damals war er im Begriff gewesen, den Krieg gegen Habsburg zu erneuern, nicht nach Süden hin, sondern durch eine großartig geplante Intervention in den Erbstreit, der in Deutschland um das Herzogtum Jülich-Berg entbrannt war – wovon später; in einem Festsetzen der katholischen Kaisermacht westlich des Rheins glaubte er eine neue Phase der gesamt-habsburgischen Aggression zu erkennen, gleichzeitig die Chance zu einem Gegenschlag im Bund mit den deutschen Protestanten. Heinrichs Tod reduzierte den gewaltigen Plan – vier französische Heere hätten nach Deutschland ziehen sollen – auf eine bescheidenere Diversion, welche die Franzosen zusammen mit den Holländern ins Werk setzten, um die Kaiserlichen zu vertreiben und dem deutschen Calvinisten, dem Kurfürsten von Brandenburg, einen Teil der umstrittenen Fürstentümer zu sichern. Der Ausbruch der großen Staatenkrise war damit noch einmal verschoben, sie selber nicht gelöst.

Wie sehr der Monarch noch zehn Jahre gebraucht hätte, um sein Werk zu vollenden, wie treffend seine Ansicht von der ordnungsstiftenden Autorität der Krone war, zeigten die Folgen seines plötzlichen Ausfalls. Die streitenden Mächte, die er gebändigt hatte, waren alle noch da: Die Prinzen des Blutes, oft die giftigsten Gegner des Oberhauptes, die Grenzfürsten, die, so verurteilte sie ein zeitgenössischer Memoiren-Schreiber, »in französischer Sprache deutsch redeten«, Bouillon, Lothringen, halb Stände des deutschen Reiches, halb französische Vasallen; der große Feudaladel, katholischer wie protestantischer, nicht mehr wie früher fest in der natürlichen Hierarchie der Gesellschaft gebettet, aber wurzellos abenteuernd, Provinzen, Festungen, Regimentern gebietend; der hohe Clerus, mit dem hohen Adel versippt, aber in seinen Interessen und Wertmaßstäben nicht immer mit ihm identisch; die Gesamtmacht der Protestanten; die Gesamtmacht der Stadt Paris; das ständische Bürgertum, aufragend in den durch Kauf erblich gewordenen Richterämtern der Parlamente; die unvertretene, leidende Bauernschaft, welche die ganze schwere Pyramide trug.

Die Witwe Heinrichs IV., die für den Königsknaben Ludwig XIII. die Regentschaft führte, Maria von Medici, war landfremd, schwach und töricht; ihre von italienischen Ratgebern ausgeheckte Politik sollte nur-katholisch sein, also rom- und spanienfreundlich, und Gegner mit Geld beschwichtigen. Was unter ihrer Regentschaft und in den ersten Jahren des volljährig erklärten Ludwig durch das Land ging, war nicht eine Gegnerschaft, ein Konflikt. Alle die egozentrisch-irrationalen Kräfte, die König Heinrich zusammengezwungen hatte, brachen auseinander oder trafen sich in unstimmigen Bündnissen; Protestanten gegen eine unnationale katholische Außenpolitik, aber im Bund mit einem Teil des katholischen Feudaladels, Fürsten gegen das Königtum oder dafür, je nach Laune und Hoffnung, Bürgertum gegen Erbadel, Adel gegen Erb-Bürgertum – amorphe Bestrebungen insgesamt, welche Aufbau und Leitung des Staates, so wie König Heinrich sie konzipiert hatte, blutig behinderten, aber durch kein tragfähiges Prinzip ersetzen konnten.

Im Jahre 1614 wurden die Generalstände des Königreichs nach Paris gerufen, Clerus, Adel, Bürgerstand, zum letztenmal für sehr, sehr lange Zeit. Die Debatten waren leidenschaftlich, mitunter geistvoll, aber chaotisch. Großbürger wetterten gegen die wollüstige, unnütze Existenz des Adels, der seinerseits sich gegen die Kaufbarkeit der Parlamentsämter, diesen zweiten falschen Adel, erhitzte; der dritte Stand ahnte im Königtum seines und des Landes Schutz, solange er ihn brauchte. Die Erklärung, daß der König seine Krone von Gott allein habe und für sein irdisches Tun keiner geistlichen Macht, keinem Papst verantwortlich sei – die Proklamierung des absoluten Staates –, wurde verlangt, von der Regentin aber vermieden. Der Clerus selber war in dieser Frage geteilt. Den politisch gesinnten Gallikanern standen ultramontane Prälaten gegenüber. Der junge Bischof von Luçon, Richelieu, ist den Debatten gefolgt und hat gelegentlich in sie eingegriffen, wobei er durch die kühle Eleganz seiner Rede wie durch seine scharfe Bestimmung der überparteilichen, unbestechlichen, schlagkräftigen, rationalen Autorität des Staates auffiel. Daß mit den alten Ständen nicht mehr zu regieren, mit der Arroganz des Feudaladels nicht mehr zu paktieren sei, mag er damals beobachtet haben, indem er übrigens Schritte tat, um sich bei der Regentin und ihrem Sohn günstig bemerkbar zu machen.

Die von Maria von Medici lange ersehnte spanisch-französische Doppelhochzeit fand im Herbst 1615 in Bordeaux statt, gegen einen düsteren Hintergrund; Rebellen-Regimenter des arrogantesten unter den Hocharistokraten, des Prinzen von Condé, mit dem später ein regelrechter Friedensvertrag geschlossen werden mußte, zogen plündernd durch das Land, und gegen die neue Spanienpolitik des Hofes waren nicht bloß die Hugenotten. Eine Allianz für zehn Jahre, die auch gegen innere Feinde ins Spiel kommen sollte, krönte das unsolide Versöhnungswerk.

Wenn östlich des Rheines die Dinge sich so entwickelten, als ob es Frankreich nicht gäbe, so hätte ein Hellsichtiger voraussagen können, daß dieser Zustand nicht von Dauer war. Denn das Land war gleichwohl eines der volkreichsten der Christenheit, eines der wohlhabendsten auch, schon beinahe in den Grenzen, die später seine endgültigen werden sollten, noch nicht einem Willenszentrum durchweg untertan, aber längst über den Moment hinaus, in dem noch eine andere, ständisch-föderale Lösung möglich gewesen wäre, bewohnt von einer lebhaft begabten und überaus wehrfähigen Rasse. Der Künstler, sie zu mobilisieren, war der neue König für sich allein nicht, obgleich es ihm an Staatsinstinkt und kaltem Egoismus des echten Monarchen nicht fehlte. Er war langsam, scheu, ohne Charme und Feuer des Vaters.

Das spanisch-französische Bündnis war ein Erfolg der römischen Politik, die schon beim Friedensschluß zwischen Philipp II. und Heinrich IV. emsig tätig gewesen war. Habsburg und Frankreich waren die ersten katholischen Mächte; ihr Streit durchschnitt, verwirrend und lähmend, den anderen, der im Denken der Kurie als der einzige zählte. Je weniger gallikanisch, bürgerlich, protestantisch, je weniger national die Gestalt Frankreichs, desto geringer der Antrieb im Machtkampf der beiden großen Dynastien und Staatsverbände. Sie war aktiv, diese römische Politik, und um so bewundernswerter, weil sie, gestützt auf die schmale terri-

toriale Basis des Kirchenstaates, eine geistige, universale, sich jeweils den regionalen Bedingungen anpassende sein mußte. Spaniens, als katholischer Macht, war sie sicher, und, über Spanien, der fünf Erzbistümer und vierhundert Klöster in Südamerika, der Missionen in Indien. Nicht so sicher war sie Spaniens als politischer Macht, insofern der Papst sich selber als italienischen Fürsten sah und weltliche Politik treiben mußte. In dieser Rolle zog er die ferneren Franzosen seinen spanischen Nachbarn vor, wenn es zwischen diesen beiden Mächten zum Konflikt kam; ungefähr so, wie die deutschen Fürsten es taten, und zwar nicht bloß die protestantischen, mitunter die katholischen auch.

England

England, seit dem Tode der Elisabeth, schien nicht völlig verloren, denn der Nachfolger, Jakob I. aus dem Hause Stuart, unter dem die Verbindung der beiden die Insel teilenden Königreiche sich endlich vollzog, war entschieden kontinental gesinnt, politisch im Sinn Machiavellis, auf Bündnisse ausgehend, die nicht von dem Religionsstreit bestimmt waren. Daß England unter seiner, dann seines Sohnes Regierung sich von Europa trennte, lag nicht an ihm. Es lag an dem Konflikt, der sich zwischen Königshaus und Bürgertum entwickelte und von dem in einem anderen Kapitel die Rede sein soll. Den Absolutismus hatte er von seinen Vorgängern, den Tudors, auf Umwegen von Luther, übernommen. Insoweit die Jesuiten Revolution gegen häretische Fürsten predigten, mußte er gegen sie sein; als eine greuliche, von Jesuiten geförderte Verschwörung mit dem Ziel, König und Parlament in die Luft zu sprengen, in letzter Stunde entdeckt wurde (1605), war die Wiederbelebung der strengsten Katholiken-Gesetze unvermeidlich. Für seine Person aber blieb der Monarch tolerant und führte die lockersten Reden: Der Unterschied zwischen den Konfessionen sei im Grunde so tief nicht, und wo es keine Bischöfe gäbe, da würde es bald auch keine Könige mehr geben – ein Wort, dessen Bestätigung die Zukunft seinem Hause vorbehielt. Eine spanische Heirat wünschte auch er, wesentlich, um seinen noch immer zahlreichen, einflußreichen, reichen katholischen Untertanen zu zeigen, daß Spanien, welches auf ihrer Seite war, auch auf der seinen sei. Der Plan, seinen Sohn mit einer Habsburgerin zu vermählen, scheiterte aber schließlich unter lächerlichen Umständen.

Polen

Erfreulich, im Sinn der geistlichen Politik Roms, waren die Entwicklungen, die es seit den Jahrzehnten um 1600 mit dem polnischen Königreich genommen hatte. Längst sind wir gewohnt, den Katholizismus als Trost und Stütze der polnischen Nation, als nicht fortzudenkenden Träger ihrer bedrohten Identität anzusehen. Aber er war es nicht immer; nicht im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts, damals, als ein großer Teil des jungen Adels sich seine Bildung in Genf und Wittenberg, im hugenottischen Frankreich gewann und der Ruf »Los von Rom« auch hier seinen Widerhall im städtischen Bürgertum fand. Tief war das polnische Geistesleben mit dem germanischen und lateinischen verbunden, keine europäische Tendenz, kein Denk- und Kunststil, der hier nicht sich schöpferisch ausgewirkt hätte: Luthertum vom preußischen Norden her, Calvinismus, die Nuancen der böhmischen Konfession im Süden, Humanismus an der blühenden Krakauer Universität. So wie Österreich, die deutsch-habsburgischen Erblande, bis zum heutigen Tag wohl überwiegend protestantisch wäre ohne den einen Ferdinand, so war der Triumph der zurückgewinnenden katholischen Reformation in Polen das Werk einiger weniger Potentaten, Edelleute und Jesuiten, die ihre Collegien gründeten, ihre Seelenfänge machten, mit Güte, Kultur und List wirkten, wo Strenge ihnen verboten war.

Polen war groß damals und hatte eine Schlüsselposition in der osteuropäischen Politik inne. Es verband den hohen Norden mit dem tiefen Süden; hier an die ungarisch-türkischen Wirren grenzend und oft in sie hineingerissen, dort an Schweden oder die schwedischen Besitztümer am Südrand des Baltischen Meeres. Ebenso verband es den Osten und die Mitte, denn es reichte weit ins heutige Rußland hinaus, in die Ukraine, nach Weißrußland, und konnte noch zu Beginn des Jahrhunderts begehren, sich Moskau Untertan zu machen, während es gleichzeitig als Lehnherr über das Herzogtum Preußen gebot und gemeinsame Grenzen mit den Ländern der böhmischen Krone besaß. Es war denn auch, nach dem Aussterben der Jagiellonen, der polnische Wahlthron so begehrt wie der deutsche und leichter zu gewinnen, und es konnte vorkommen, daß nacheinander ein französischer Prinz, ein ungarischer Aristokrat und türkischer Vasall, der Fürst von Siebenbürgen, und ein schwedischer Wasa ihn innehatten. Den vielseitigen Möglichkeiten, Interessen, Gefährdungen entsprechend, verschob das Schwergewicht der außenpolitischen Bestrebungen des Königreiches sich vom Süden nach Osten und Norden, je nach den Neigungen der regierenden Dynastie. Kurz vor den Jahren, in denen unsere Erzählung beginnt, hatte es den Anschein, als ob Polen und Schweden sich vereinen würden: Sigismund Wasa, König von Polen, habsburgisch verschwägert und römisch gesinnt, war gleichzeitig König von Schweden. Es wäre dann, anstatt der aufgelösten skandinavischen Union, eine ganz andere zustande gekommen, Schweden, Finnland, Livland, Polen, und es wäre der alte Kampf um die Ostsee – dominium maris baltici – zugunsten eines polnischen Imperiums entschieden worden. Dergleichen schien zu Ende des 16. Jahrhunderts noch möglich; so ungesichert waren noch die staatlichen, die nationalen Identitäten. Aber Schweden, seine Edelleute und Bauern, lutherisch durch und durch, wollte weder katholisch noch polnisch werden. Ein älterer Wasa, Karl, erhob sich als Vorkämpfer der nationalen Sache und zwang den fremd gewordenen polnischen Neffen zum Verzicht. Karls Sohn, Gustav Adolf, dritte Generation der jungen Schwedenkrone, auf den Thron gekommen 1611, sah in Polen den erklärten Feind, in der schwedischen Herrschaft über die Ostsee das erklärte Ziel. Nachdem er den Moskowitern Karelien abgenommen und Reval besetzt hatte, verband er sich mit dem Feind von gestern gegen Polen.

Schweden

Der Kampf um die Ostsee war nicht neu. Schon 1563 hatte ein Kurfürst von Sachsen Klage darüber geführt, daß Schweden sehr unmilde mit der deutschen Schiffahrt umginge; »alles der Meinung, die Hanthierung und Kaufmannschaft mit den Reußen und die ganze Ostsee unter seine Bootmäßigkeit und Gewalt allein zu ziehen und dieselben des heiligen Reiches Ständen und Städten abzustricken«. Dieser Kampf war vielfältig; zwischen Schweden und Dänemark, das noch einen Teil von Schwedens Südküste und den Sund beherrschte und alle ihn durchfahrenden Schiffe zu einer Abgabe nötigte; zwischen beiden Königreichen und Polen; zwischen allen dreien und Rußland, das noch keinen Halt an der Ostsee besaß, aber weltkundigerweise dorthin drängte. Es war ein besonderes nordisches, östliches Ringen, aber mit dem anderen Hauptgegensatz, welcher den Rhein zum Zentrum hatte und Spanien-Habsburg, Frankreich, die Niederlande und England anging, gleichwohl verknüpft, denn auf dem gesamteuropäischen Kräftefeld suchte jeder überall Bundesgenossen wie Feinde. Spanien durfte das rekonvertierte Polen als seinen Artverwandten ansehen, und 1614 schloß Gustav Adolf ein Bündnis mit den Niederlanden.

Deutschland

Das Deutsche Reich – ein Staat?

In der Mitte beider Konfliktgebiete, sehr groß, sehr mannigfaltig, das Herzland Europas, lag das Deutsche oder Heilige Reich. – War es noch ein Staat? So wie Schweden einer war, England, Dänemark, wie Frankreich, trotz augenblicklicher Verdüsterung, im Begriff war, einer zu werden?

Im Grunde war es wohl nie einer gewesen. Ein anderes Entwicklungsgesetz hatte hier geherrscht, tief unterschieden von dem, welchem die Schwesternationen folgten. Nicht schlechter vielleicht, in vieler Beziehung phantasiereicher und großartiger, das Leben jener, die ihm Untertan waren, manchmal erhöhend, manchmal beengend und bedrohend. In eine solche Epoche war Deutschland nun eingetreten. Das wußte man dort auch und sprach viel und wohltonend darüber. Aber keiner erhob sich, den langsam und sicher einer Krise zustrebenden Gang der Dinge abzubremesen, und es konnte sich auch keiner erheben; der hätte ein Gott sein müssen, der die Wirrsal des Corpus Germanicum mit einem Schlag geordnet hätte. Denn es waren nicht zwei Parteien, die sich das von der Natur so sehr gesegnete, durch seine Geographie so begünstigte wie gefährdete Land teilten, so, daß eine der anderen hätte obsiegen oder beide zu einem tragfähigen Kompromiß hätten gelangen können. Es war ein Chaos sich bekämpfender, durchkreuzender, aneinander vorbeizielender Willenszentren, wenn der Wille überhaupt ein Zentrum hatte und wußte, was ihm noch zu wollen übrigblieb.

Eines war die Verfassung, der Wust von Präzedenzen, Beschlüssen, Richtsprüchen, Wahlkapitulationen, der dem Gesamtreich Form geben sollte; ein anderes die Wirklichkeit. Der Form nach war, wie wir wissen, Deutschland längst das geworden, was man später einen Bundesstaat nannte. An der Spitze der Kaiser, seit Jahrhunderten regelmäßig ein Mitglied des Hauses Habsburg, aber immer aufs Neue zu wählen, immer gezwungen, mit Pressionen und Konzessionen um seine Wahl zu ringen. Ihn wählten die sieben Kurfürsten, drei geistliche und katholische, Köln, Mainz und Trier, vier weltliche, Pfalz, Sachsen, Brandenburg und Böhmen. Das letztere war eine Enormität, denn der König von Böhmen war der Habsburger selber und Böhmen kein Gliedstaat des Reiches. Der Kaiser handelte durch den Reichstag, die buntscheckige, hierarchisch aufsteigende Gesamtvertretung der Stände des Reiches, die er, aber nur in Übereinstimmung mit den Kurfürsten, einberufen durfte; durch das Reichskammergericht, dessen Räte auf eine kunstvoll-bündische Art gewählt wurden; durch den in Wien residierenden Reichshofrat, dessen Mitglieder er selber ernannte und der ihm gefügiger war. Auch dem Reich? Das hätte der Fall sein mögen, wenn der Kaiser nichts gewesen wäre als Inkarnation, Herrscher, oberster Vertreter des Reiches, in allen Provinzen gleich gegenwärtig. Aber der Kaiser war selber einer der Territorialfürsten, der mächtigste von ihnen, und was er für oder gegen das Reich tun konnte, stützte sich mehr auf seine eigenen Hilfsmittel als auf jene, die das Reich ihm zu liefern gewillt war. Seine Territorien – Böhmen, Ungarn – waren ferner zum großen Teil weder deutsch noch reichisch. Er war Mitglied einer übernationalen Dynastie, deren Interessen Deutschland umfaßten, aber nicht dort zentrierten. Er war Katholik, und das hieß hier, nicht Vertreter des Landes gegenüber einer rebellischen Minderheit, wie in Frankreich, sondern Haupt einer Religionspartei gegen die andere, ungefähr ebenso gewichtige, die sogar sich rühmen durfte, eben weil sie weniger international verbunden waren, die deutschere zu sein. Das sind ebensoviel Gründe dafür, warum der Kaiser eine klare Quelle reichsfriedenstiftender, gerechter Autorität nicht sein konnte; selbst wenn er eine stärkere Persönlichkeit gewesen wäre, als der melancholische Rudolf II. und sein feindlicher Bruder und Nachfolger, der alte Matthias, es waren.

Unter dem Kaiser die Reichsstände, von den großen Kurfürsten- und Herzogtümern, den Reichsstädten und Bistümern, die weiten Regionen geboten, hinab zu den Miniatur-Reichsstädtlein, Reichsrittern, Reichsdörfern. Die Stände waren geteilt durch ihre Eigeninteressen, die weltlicher, religiöser und aus beidem gemischter Natur waren. Die katholischen

waren geeint in der Religion, obgleich getrennt in anderen Beziehungen; die protestantischen auch in der Religion nicht einig, denn Lutheraner und Calvinisten nährten gegeneinander giftigere Bosheit als beide gegen die katholischen. Gelegentlich der Jahrhundertfeier von Luthers Rebellion höhnte ein katholisches Lied:

Ein Wolkenfahn' und Wetterhahn
wars Luthers Lehr von Anfang an:
soll man dann triumphieren?
Izt nein, izt ja, izt gelb, izt grau,
izt grad, izt krumb – ist's Luthertumb:
soll man da jubilieren?

Als der Pfalzgraf von Neuburg zum Katholizismus konvertierte, um eine bayerische Prinzessin zu heiraten und seine Ansprüche auf Jülich-Berg desto besser geltend zu machen, rechtfertigte er seinen Schritt, indem er die uralte geistige Einheit des römischen Glaubens mit den Streitereien der Protestanten kontrastierte: »Da doch hingegen die augsburgische Konfession in einem kleinen Winkel der Welt geboren, auch oft verändert und nunmehr nicht allein nicht weiter ausgebreitet, sondern durch Calvinus und andere also in die Enge getrieben worden, den Namen ›katholisch‹ ohne Schimpf und manniglichs Spott nicht führen, auch keinen alten, heiligen lehrer aufweisen kann...« Dergleichen war schwer zu widerlegen. Glaubensernst und Machttrieb, Streben nach innerer Einheit und äußerer Expansion, Rechthaberei und Streitsucht waren in Deutschland wie überall in Europa in religiöse Formen eingegangen. Aber nicht nur gaben sie der Nation keinen Frieden, wie sie es in Schweden oder Spanien taten; sie zersplitterten noch das, was sie gegeneinander teilten.

Unter den Ständen des Reiches war die Mehrzahl noch immer in ihrer Wesensart von ihm abhängig, weil sie ohne den Schutz, den es gewährte, nicht existieren konnten, dürftig und unsicher wie dieser Schutz auch war: kleine Reichsstädte, Reichsgrafen, Reichsabteien. Die wenigen größeren Gebilde, die es unter den zweitausend Ständen gab, waren in einer anderen Situation; ihr Bestreben, bewußt oder unbewußt, war längst dahin gegangen, eigentliche Staaten zu werden, und ihre Bürger fühlten das, was der Kurfürst, Herzog, Landgraf, Bischof oder Senat tat, ungleich mehr, als was Kaiser und Reich für sie noch taten oder von ihnen forderten. Eine Vielzahl von Stilen des Lebens und der Repräsentation hat so die deutschen Lande geprägt, denn jeder größere Potentat wirkte emsig für die Erziehung seiner Untertanen wie für die Pracht seiner Residenzen; »für die Erhaltung Gottes und unseres Hauses«, wie ein Habsburger formulierte. Andererseits gab die Identifizierung jeder dieser Herrschaftsgebilde mit einer der Konfessionen dem Religionsstreit in Deutschland eine einzigartige Gefährlichkeit; brach er aus in Gewalt, so mußte das Land in eine Zahl sich bekämpfender Staaten oder Staatenverbindungen auseinanderfallen und das nichtdeutsche Europa mithereingerissen werden, weil die deutschen Geschicke ihm gar zu interessant waren und dementsprechend die bedeutenderen deutschen Fürsten zu England und den Niederlanden, zu Frankreich, zu Spanien und Rom enge Sonderbeziehungen unterhielten, während es eine äußere Politik des Reiches in seiner Gesamtheit nicht gab.

Die Bedeutung des Fürsten hing ab vom Verhältnis zu seinen Standesgenossen; ebenso sehr von dem Platz, den er sich im eigenen Lande erkämpft hatte oder in Gefahr war, wieder zu verlieren. Die schwächliche Rolle, welche die Habsburger in den beiden ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts spielten, war die Folge tiefer innerer Unruhen in den »Erblanden«; die Monarchie wurde der ständischen Bewegung, des adligen und städtischen politischen Eigenwillens nicht Herr.

Das katholische Bayern

Das war anders in Bayern, dem aktionsbereitesten unter den deutschen Fürstentümern. Hier hatte, wie anderwärts erzählt, die Dynastie der Wittelsbacher ein Gemeinwesen aufgebaut, in dem die geistigen Kräfte der Gegenreformation den Bestrebungen des Absolutismus zu Hilfe kamen, ohne daß der Fürst der Kirche untertan gewesen wäre; Herzog Maximilian, Regent seit 1597, gab ihr Macht über die Seelen, aber nicht über den Staat, und fühlte sich auf Erden niemandem untertan. Man hat den bayerischen Staat der letzten Herzöge einen »Polizeistaat« genannt, und das war er wohl auch, aber in dem älteren Sinn des Wortes, in welchem »Polizierung« nicht bloß von der Polizei kontrollierte Regeln, sondern von der Staatsspitze her gelenkte und gestaltete Zivilisation bedeutet. Der Herzog, mit seinen Geheimen und Hof- und Geistlichen und Kriegs-Räten, seinen Landrichtern und Landpflegern, seinen Rentmeistern und Vice-Domen, kurzum mit seiner Staatsbürokratie, arbeitete für die Bürger wie für den Staat an der Spitze einer genau gebauten Verwaltungspyramide. Nichts entging der Aufmerksamkeit des »fleißigen Herrn, der sich bei Tag und Nacht keine Ruhe gönnt, sondern sich und andere aufreißt«, wie einer seiner Räte klagend bemerkte. Er kümmerte sich um die Sitten seiner Untertanen, die Mengen von Bier, die man ihnen verstatten sollte – »etwa eine Maß« –, die Kleider, die sie tragen, die Tänze, die sie tanzen durften, und schickte seine geheimen Aufpasser unter sie. Er war sparsam und prüfte jede staatliche Aufgabe selber; der Königin von Spanien riet er aus eigener Erfahrung zu bedenken, »daß die rechte Reputation ad grandezza nicht im Spendieren, sondern Wohlspendieren und Gespürigkeit besteht; denn vieles Kleine macht Großes. Ich habe den Brauch, daß alle Monate jeder Pfennig, so bei meinem Zoll- oder Finanzamt eingeht, mir ordentlich verzeichnet muß zugestellt werden.« Infolgedessen hatte er immer Geld zur Verfügung und konnte den größeren Teil seiner oder des Staates Einnahmen, im Lauf seiner langen Regierung etwa hundert Millionen Gulden, für seine außenpolitisch-kriegerischen Unternehmungen verwenden, was ihm eine führende Stellung in Deutschland und eine beträchtliche in Europa schuf. Die Ermahnung, die er für seinen Sohn schrieb: »Nach Gott und der Liebe des Volkes sind ein tüchtiges Kriegsheer, stets bereite Geldsummen und gute Vestungen eines Fürstentums vürzüglichste Stützen«, klingt wie ein Kernwort des Absolutismus. Dabei fehlte es ihm nicht an Sinn für »Grandezza«; die schöne »Residenz« in München ist sein Werk, für Künstler, Musiker, Geschichtsschreiber hatte er eine offene Hand, und sein zugleich prächtig und sparsam verwalteter Hofstaat belief sich auf über sechshundert Personen. Mit der Volksvertretung, den Landständen, verfuhr er streng. Er hat sie zeit seines Lebens nur zweimal zusammengerufen und verschaffte sich die Gelder, die sie ihm verweigerten, durch eigene wirtschaftliche Unternehmungen: er werde wissen, »Mittel zu ergreifen, sich bei Land und Leuten und in fürstlichem Stande zu erhalten«. Was nicht hieß, daß er sich nur um seinen fürstlichen Stand, nicht aber um das Wohl seiner Untertanen sorgte. Hebung des Gewerbes und Handels, Pflege der Gesundheit, Hilfe für die Armen ließ er sich so angelegen sein wie Staatsschatz, Heer und Festungen und wie die Erhaltung der wahren Religion.

Als Jüngling hatte Maximilian die Ermordung Heinrichs III. von Frankreich jubelnd begrüßt: »Gestern habe ich mit großer Freude verstanden, daß der König von Frankreich umgebracht sei, wenn solches wahr wäre, hätte ich mich dessen noch höher zu erfreuen.« Fast ein halbes Jahrhundert später sollte er noch herzlichere Freude über die Ermordung eines anderen europäischen Anführers empfinden. Seine Regierung begann er damit, daß er zu Fuß nach dem fernen Kloster Altötting wallfahrte; dort schwor er, sein Leben dem Dienst der Heiligen Jungfrau zu weihen. Täglich betete er vielmals auf den Knien, denen man nachsagte, sie seien davon hart wie Stein geworden; in einem Kasten führte er Bußinstrumente, härene Stricke, Geißeln, Ketten, mit sich. Die Frage, was ihm höher gälte, der Glaube oder die Politik, hätte er unbeantwortet gelassen. Man mußte, so sah er es, für den rechten Glauben rechte bayerische Politik machen; auch wohl deutsche. Herzog Maximilian war nicht ohne Sinn für das

Große und Ganze des Reiches, und die furchtbaren Dinge, die im Werden waren und zu deren Werden er beitrug, wollte er keineswegs.

Der religiöse Glaube, der in Bayern einen katholisch gesitteten, nach Rom und auch nach Madrid orientierten, von Herrschaft und Gehorsam durchwalteten Polizeistaat schuf, konnte in protestantischen Gegenden in eine bürgerlich-freiere, aber nicht weniger ernstere und kaum tolerantere Gestaltung staatlicher, kirchlicher, bürgerlicher Existenz eingehen. Das Bayern benachbarte kleine Fürstentum Pfalz-Neuburg mag als ein Beispiel für viele stehen. Der dort regierende Fürst, Philipp Ludwig, war so fromm wie sein Münchner Vetter, aber auf die neue Art; las die Bibel jedes Jahr von Anfang bis Ende und überwachte streng den sonntäglichen Kirchgang seiner Diener, so wie sie in Bayern täglich die Messe zu hören gehalten waren. Auch er war ein unermüdlicher Arbeiter und Arbeitsantreiber, »damit es allenthalben recht zuginge und die Frage der Gerechtigkeit mit Hintansetzung aller Privat-Affekten und Parteilichkeit gleich gehalten werde«. Nur war die Pflege von Glauben und Sittlichkeit anders inspiriert. Nicht Priester, Jesuiten, heimlich bezahlte Agenten wachten darüber, sondern »Censoren«, von der Gesamtheit der Gemeinde gewählte würdige Gemeindeglieder, deren Ermahnungen der Pfarrer, der Lehrer, der Patronatsherr selbst sich zu fügen hatten. Krönung des »Kirchenregiments« war die Visitation: der alljährliche Besuch von Kirche und Schule durch einen Vertreter des Fürsten oder diesen selbst, wobei über alle sittlichen Verfehlungen der Gemeinde und ihrer Amtsträger Gericht gehalten wurde. Es war Schwere des Ernstes in dieser Sache, dem Zusammenleben der Bürger in fromm-gebundener Ordnung; nicht mehr die lebendige, mystische Schöpferkraft der frühen Lutherzeit, sondern ein obrigkeitlich festgelegter, zur alten Institution gewordener Ernst. Die Bürger machten ihn doch zu ihrem eigenen. Wie sehr sie es taten, zeigte sich, als das kleine Fürstentum ein Opfer des Konfessions-Streites wurde, der Erbe Philipp Ludwigs aus Gründen der Staatsräson zum römischen Glauben konvertierte und nun den Grundsatz, cuius regio eius religio, erbarmungslos durchführte. So mancher Handwerker zog damals auf seine alten Tage die Auswanderung dem Verrat am Glauben der Väter vor.

Die calvinistische Pfalz

Deutsches Zentrum des Calvinismus war die Pfalz, das vornehmste unter den weltlichen Kurfürstentümern, das in zwei ungleiche, aber strategisch gleich wichtige Teile zerfiel, die Pfalz zu beiden Seiten des Rheines mit der Heidelberger Residenz und die Oberpfalz nördlich der Donau, an Böhmen grenzend. Ein hübscher und charmanter, mit Glücksgütern reichesegener junger Edelmann herrschte dort: Kurfürst Friedrich V., französisch erzogen, niederländisch verwandt, englisch verheiratet. Der Lage seines Landes und seiner Religion nach war er der internationalste unter den deutschen Fürsten, und dem entsprach sein von Projekte schmiedenden Beratern gestützter Ehrgeiz, der auf nichts weniger ging als auf eine volle Enthabsburgisierung, Enthispanisierung des Deutschen Reiches. Böhmen, hatte man sich in Heidelberg ausgerechnet, sollte der verfassungsgerechte Schlüssel dazu sein; denn Böhmen konnte noch immer als ein Wahlkönigreich angesehen werden, und wurde ein protestantischer Herr zum böhmischen König und damit zum Kurfürsten gewählt, so bekamen die Protestanten im Kurfürstenkollegium die Oberhand. Ein gefährlicher Plan, der die Köpfe der politisierenden Pfälzer schon erhitze, als es ihnen gelang, ihrem jungen Fürsten die Tochter des Königs von England zur Frau zu gewinnen. Jedoch hatten die Engländer mit dieser Staatsheirat eines vor, was sich durchaus nur auf Westeuropa bezog, die Deutschen etwas anderes.

Der Calvinismus war international; das Luthertum, trotz Skandinavien, wesentlich deutsch; und sein weltliches deutsches Haupt, der in Dresden residierende Kurfürst von Sachsen, der konservativste unter den Fürsten des Reiches. Kurfürst Johann Georg sah, daß die Dinge bergab gingen, wußte aber kein anderes Mittel des Heils, als streng am alten Reichsrecht festzuhalten. Chef des großen Wettiner Fürstenhauses, Herr über eine beträchtliche, durch den Leipziger Markt bereicherte Region, hätte er eine sowohl führende wie vermittelnde

de Rolle spielen können, wozu es ihm an gutem Willen nicht fehlte. Aber Johann Georg war nicht der Mann, im Sturm kühn zu steuern. Er hoffte nur, es würde keiner kommen, betonte seine biedere Treue zu Kaiser, Reich und Gerechtigkeit, hielt nichts von den ehrgeizigen Plänen des Pfälzers und sah in den Habsburgern die legitime Höchst-Obrigkeit, weil sie es nun einmal geworden war. Übrigens liebte er die Jagd, wie fast alle seine Standesgenossen, die Musik und den Wein. Ein kalter Beurteiler, Wallenstein mit Namen, meinte über Johann Georg: »Was ist er für ein Vieh, und was führt er für ein Leben!« Eine Warnung für die Protestanten, sich nicht auf den Sachsen zu verlassen, und wenigstens insofern zutreffend; denn es war das Los Johann Georgs, erhalten zu wollen, was nicht erhalten werden konnte, für den Frieden wie für den Krieg zu schwach zu sein; nicht Partei nehmen zu wollen, wo Partei genommen werden mußte.

Das protestantische Brandenburg

Brandenburg, das dritte Kurfürstentum, stand zu Sachsen ungefähr wie Bayern zu Habsburg, indem es geneigt war, der sächsischen Politik zu folgen und sie gleichzeitig als ihm im Grunde feindlich beargwöhnte, ein Verdacht, den man von Wien aus gern schürte; denn, so meinte der österreichische Vizekanzler, es »wäre ein Kunststück, die Ketzer uneins zu machen und wie die Füchse ihre eigenen Lande verderben zu lassen«. Neuerdings bekannte der Kurfürst von Brandenburg sich zur Lehre Calvins, über welche der sächsische Hofprediger Hoë ein Pamphlet mit dem Titel »Besser türkisch als calvinisch« herausgegeben hatte; der Grund der Konversion war derselbe wie im Falle Pfalz-Neuburgs, nämlich die Hoffnung auf Gewinn des Herzogtums Jülich-Berg. Ein anderes Herzogtum fiel dem Hause Hohenzollern 1618 durch Erbschaft zu: das ferne Preußen, ein polnisches Lehen. Die Verbindung hat später Folgen gehabt. Im Augenblick wurde sie wenig bemerkt. Brandenburg blieb Brandenburg, das seiner Lage und Ökonomie nach am wenigsten zählende unter den weltlichen Kurfürstentümern. Die geistlichen, Mainz, Köln und Trier, bedeuteten etwas ihrem Rang nach, solange die Reichsverfassung noch etwas bedeutete. Ihre Machtmittel waren geringfügig. Zwischen allen diesen Potentaten und den vielen kleineren war ein emsiges Treffen, wechselseitiges Besuchen und Konferieren, wobei es mit Jagden, Trinkfesten und mythenrächtigen Feuerwerken hoch herzugehen pflegte. Gleichzeitig war Feindschaft zwischen ihnen. Man könnte nicht zwei nennen, die zuverlässig verbündet gewesen wären, nicht einen, der mit klarem Willen ein in sich stimmiges Ziel erstrebt hätte. Sie ereiferten sich für die »deutsche Libertät«, das hieß ihre eigene möglichst weitreichende Unabhängigkeit von Kaiser und Reich. Mittlerweile verweigerten sie die Rechte, die sie als Reichsstände geltend machten, ihren eigenen Landständen, Adel und Bürgern, so energisch, wie sie konnten, und der gleiche Widerspruch bezeichnet ihren Begriff von religiöser Freiheit; sie wollten toleriert werden, nicht tolerieren. Auch einen kleineren Reichsstand, Stadt oder Kloster, einzuschlucken zeigten sie sich jederzeit begierig. Die katholischen und protestantischen lagen gegen sich auf der Lauer, neigten aber auch wieder zum Zusammenspiel gegenüber kaiserlichen oder habsburgischen Aspirationen. Wenn der religiös akzentuierte »Kulturstaat«, den die Besseren unter ihnen aufgebaut hatten, schöpferische und in Europa einzigartige Leistungen aufzuweisen hatte, so war auch viel giftiger Zank, viel Erstarrtes, ja Barbarisches in ihrer Art, die Politik und die Religion zu pflegen. Es wäre sonst die folgende Krise weniger blutig und weniger verworren gewesen.

Die Basis des Zusammenlebens

Die Basis ihres Zusammenlebens war noch immer der Religionsfriede von 1555. Der Vertrag hatte gehalten, hatte sich bewährt, länger, als man hätte voraussehen können. Nur die Dinge, die er regeln sollte, waren anders geworden und nicht im Gleichgewicht geblieben. Der Grundsatz, wonach der Fürst die Religion seiner Untertanen bestimmen durfte, hatte Wirklichkeit nur da, wo, wie in Bayern, glaubensbegeisterte, energische Fürsten an der Spitze standen. In Österreich, den habsburgischen Erblanden, gingen in den Zeiten der Kaiser Ma-

ximilian II. (1564-1576), Rudolf II. (1576-1612), Matthias (1612 bis 1619) Adlige und Bürger in hellen Haufen zum Luthertum über: Eine Bewegung, die ständischen so sehr wie religiösen Charakter hatte und nur durch die schärfste Kirchenpolitik von der Staatsspitze her rückläufig gemacht werden konnte. Eine solche Reaktion, einmal begonnen, mußte ihre Schatten weit über die Grenzen der Herrschaft werfen, innerhalb derer sie ausgeübt wurde. Der junge Erzherzog Ferdinand von Steiermark begann sie, zunächst nur in seinem Herzogtum, mit der Konsequenz, die diesem frommen und gutmütigen, gleichzeitig überaus zähen, fanatischen und wagemutigen Habsburger eigen war. Gemäß Familienvertrag war Ferdinand das zukünftige Oberhaupt des Hauses und damit der zukünftige Kaiser, falls nicht eine Fürstenrevolution ihn um die Wahl betrog.

Nicht, daß der Protestantismus noch die geistige Tiefe und Leidenschaft besessen hätte wie zu Luthers Zeiten. Dennoch breitete er sich weiter aus; teils als Ausdruck ständischsozialer Bestrebungen, teils weil die Fürsten in ihm ein Mittel sahen, um Macht und Einkünfte zu vergrößern.

Hier ging es um den »Geistlichen Vorbehalt« jene dem Augsburger Vertrag beigegebene Erklärung, wonach geistliche Herrschaftsgebiete nicht von oben her protestantisiert, nicht verweltlicht werden durften. Der Grundsatz, für den, der hier nach Gerechtigkeit fragt, war gerecht; niemand wird jenen Priester-Fürsten von Köln loben, der die Vorzüge seiner erzbischöflichen Prunkexistenz mit jenen eines weltlichen Ehemannes zu verbinden und beide an seine Nachkommen zu bringen versucht hatte. Waren aber die Untertanen eines Abtes, eines Bischofs in der Mehrheit protestantisch geworden, so lag die Versuchung nahe, eine solche geistliche Herrschaft zu säkularisieren. Tatsächlich waren im Laufe der Jahrzehnte eine beträchtliche Zahl von ihnen protestantischen Ständen zugute gekommen; sei es durch einfache Annexion, sei es, indem statt Bischöfe sogenannte Administratoren bestellt wurden, die großen protestantischen Häusern angehörten. Solche Besitztümer der Kirche zu restituieren, war eine Forderung der katholischen Stände; sie zu behalten und das Prinzip, wodurch sie gewonnen worden waren, noch weiter anzuwenden, die Gegenposition. Beide Religionsparteien waren aufs neue im Angriff; die katholische, weil sie von ihrer tiefen Schwäche in der Lutherzeit sich erst jetzt ganz erholt, die Früchte ihrer inneren Reformierung erst jetzt ganz geerntet hatte und selbst- und zielbewußt dastand; die protestantische, weil die Tendenz zur Verweltlichung, einmal zum Durchbruch gelangt, auch ohne tiefe Leidenschaft fortgesetzt werden konnte und Angriff die beste Verteidigung war. Ein ideeller Streit, den man vor hundert Jahren begonnen, vor vierzig gerade in Deutschland für in seiner Explosionskraft halbwegs verbraucht gehalten hatte, bewegte sich einem neuen Höhepunkte zu. – Ein Anzeichen dafür folgte dem anderen.

Die Eskalation des Konfliktes

1608. Ein Protestant wird zum Präsidenten des Reichskammergerichts gewählt. Die katholischen Stände weigern sich, die Jurisdiktion, die unter einem solchen Vorsitz zustande kommt, anzuerkennen. Das Oberste Reichsgericht hört damit zu funktionieren auf, was die Bedeutung des anderen, des Wiener Reichshofrates, gefährlich erhöht.

Im gleichen Jahr verhalten die protestantischen Bürger der Reichsstadt Donauwörth sich frech gegen die Mitglieder einer benachbarten katholischen Gemeinde, die ihrerseits sich frommen Provokationen hingeben. Der Kaiser, nach Anhören des Reichshofrates, erklärt die Stadt in die Acht; der Herzog von Bayern soll sie vollziehen. Maximilian läßt seine Leute die Stadt besetzen, erst mit Soldaten, denen Jesuiten folgen, und nimmt sie schließlich, zum Ersatz seiner Kosten, als Pfand, was praktisch bedeutet, daß die Freie Stadt bayerisch wird. Durch parteiische Anwendung wird hier Reichsrecht gebrochen – ein unheilverkündender Präzedenzfall.

Ein Reichstag, der über die Restituierung geistlicher Besitztümer verhandeln soll, scheidet, wieder 1608, weil die am schärfsten denkenden protestantischen Stände, noch ein-

mal »Protestanten«, ihn nach Übergabe einer Beschwerdeschrift verlassen. Die Pfalz ist dabei führend, Brandenburg, kleinere Stände, wie Ansbach und Bayreuth, Braunschweig, Baden-Durlach, sind dabei.

Darauf vereinigen sich vorwiegend süddeutsche protestantische Stände, Pfalz, Württemberg, Baden, Neuburg, Hessen, Ulm, Nürnberg, zu einer »Union«. Ihr Ziel ist die Erhaltung des Friedens und Rechts, nichts weiter, und die Gründung hat Vorgänger. Freilich, auf den Schmalkaldischen Bund ist der Schmalkaldische Krieg gefolgt. Auch ruft eine Allianz die andere hervor; 1609 gründet Herzog Maximilian die »Liga«, eine Vereinigung süddeutscher und rheinischer geistlicher Herrschaften unter der Führung des Bayern. Sie ist auf neun Jahre befristet, die Union auf zehn, und gleichfalls durchaus nur für Erhaltung bestimmt. Fragt sich, was beide Seiten unter »Erhaltung« verstehen. Die Liga, dank der Energie ihres finanzkräftigen Anführers, ist besser organisiert, unterhält ein gemeinsames Heer, an dessen Spitze der in bayerischen Diensten stehende spanisch-belgische Kriegsmann Johann Tserclaes von Tilly tritt.

Wie nahe die beiden Verbände das Reich der eigentlichen Auflösung bringen, zeigt der Reichstag von 1613. Hier erklären die Mitglieder der Union, durch Majoritätsbeschlüsse nicht mehr gebunden zu sein; nicht bloß in Glaubenssachen, ganz und gar nicht, auch in Fragen der Besteuerung nicht, weil »keiner dem anderen vorschreiben könne, Geld auszugeben«. Sie zahlen denn auch die Beiträge nicht, welche der Kaiser sich von der katholischen Majorität des Fürstenrates als Beihilfe in seinem immerwährenden Krieg gegen die Türken hat bewilligen lassen. Die katholischen Stände zahlen, aber mehr mit Ja-Stimmen als mit barem Geld, und betonen ihre Reichstreue, sei es, weil sie ihnen von Herzen kommt, sei es, weil sie eben das ist, was die Protestanten nicht betonen.

1609 brechen die anderwärts schon erwähnten Wirren um Jülich-Berg aus. Daß der Kaiser die erbrechtlich umstrittenen Fürstentümer zunächst von Reichs wegen besetzen will, ist an sich nicht unbillig; aber in einer nach der innerdeutschen wie nach der internationalen Seite hin so gespannten Atmosphäre nimmt auch das an sich Rechtliche einen parteiischen Sinn an, oder er wird ihm von den Gegnern beigegeben. Wir erinnern uns, wie König Heinrich IV. auf das Erscheinen habsburgischer Truppen westlich des Rheins reagierte und wie nur sein Tod den vorbereiteten großen Feldzug in einen Kleinkrieg zwischen Franzosen, Niederländern und Reichstruppen verwandelte. Es folgt eine gefährlich-groteske Epoche von kaiserlichen Entscheiden, die nicht anerkannt werden, von niederländischen Interventionen zugunsten des einen Prätendenten, der eilends calvinisch geworden ist, von spanischen zugunsten des anderen, der ebenso eilends den römischen Glauben seiner Ahnen wiedergefunden hat. Schließlich, 1614, kommt es zu einem Austrag: Die umstrittenen Herrschaften werden zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg geteilt.

Der europäische Friede von 1598 und 1609, der deutsche von 1555 waren krank. Die Krise mußte kommen, wenn 1621 der spanisch-holländische Waffenstillstand zu Ende ging; sie konnte kommen, wenn der alte Kaiser Matthias starb und der militante Herr aus Steiermark sein Nachfolger wurde – oder nicht wurde. Sie konnte kommen, wenn Union und Liga aneinandergerieten, in Binnendeutschland und nicht nur dort; denn hinter der Liga stand Spanien, Frankreich hinter der Union.

Mittlerweile hielten die beiden Bünde den Kontakt, den ein Rest von gemeinsamen Interessen und fürstliche Vetternschaften ergaben. Es war im Spätwinter des Jahres 1618, als das eine Oberhaupt, der Kurfürst von der Pfalz, das andere, Herzog Maximilian, in München besuchte. Der junge, fröhliche Pfälzer wollte seinen von der Natur sparsamer begabten Gastgeber überreden, für den Kaiserthron zu kandidieren. Es wäre eine antihabsburgische, binnendeutsche, wenngleich nichts weniger als protestantische Lösung der Thronfolge-Frage gewesen; es hätte Union und Liga vorläufig versöhnt und beide, Kerndeutschland, mit Österreich-Spanien verfeindet. Eine Versöhnung zwischen Liga und Union wünschte Maximilian auch,

aber nicht auf so revolutionäre Weise. Er entzog sich und blieb dabei, als die Sache später noch einmal an ihn herankam.

[aus: Golo Mann „Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges“, Propyläen-Weltgeschichte, Bd. 7, S. 135 ff, © Ullstein Verlag]